

Laura Vogt

Roman

*Was
uns
betrifft*



ZYTGLOGGE

LAURA VOGT
WAS UNS BETRIFFT

Autorin und Verlag danken für die Unterstützung:



GEMEINDE TEUFEN 

flawil.ch

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

© 2020 Zytglogge Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Angela Fessler
Korrektorat: www.korrigieren.biz
Coverfoto: Rahel Flückiger
Layout/Satz: Zytglogge Verlag
e-Book: mbassador GmbH, Basel

ISBN: 978-3-7296-5043-5
eISBN: 978-3-7296-2300-2

www.zytglogge.ch

Laura Vogt

Roman

*Was
uns
betrifft*

ZYTGLOGGE

Prolog

Verena zog sich das karierte Hemd über den Kopf und legte es auf den Küchenstuhl, fasste links und rechts an den Hosenbund und streifte die Baumwollhose ab, auch den Slip; sie fröstelte, öffnete den Vorratsschrank und griff nach der Cognacflasche. Rasch löste sie den Korken und nahm fünf kräftige Schlucke, spürte die Wärme, die sich in ihrem Magen ausbreitete. Sie füllte eine halbe Tasse, schüttete die goldschimmernde Flüssigkeit in eine Schüssel, schlug fünf Eier auf, gab die Eigelbe dazu, die Eiweiße in die leere Tasse. Mit einem Holzlöffel rührte sie die Cognac-Eigelb-Mischung, nahm die Schüssel, ging damit ins Badezimmer und stellte sie auf den Boden. Sie formte ihre Hand zu einer kleinen Schaufel, glitt in die schleimige Masse und massierte sie sorgfältig in ihr graubraunes Haar ein, das sie in den letzten Monaten hatte wachsen lassen und in der Zwischenzeit bis zu den Ohrläppchen reichte. Die Masse war kühl, sie tropfte auf die Schultern, ihre Brust, auf den Boden. Verena schaufelte, bis die Schüssel leer war, dann zog sie sich am Lavabo hoch, stützte sich mit beiden Händen darauf ab und schaute in den Spiegel, während ein gelbliches Rinnsal langsam von der Stirn zur Nase lief. Es roch süßlich-scharf. Starr blickte sich Verena in die Augen. So verharrte sie, bis fünf Minuten später der Wecker in der Küche zu klingeln begann, ein schriller Ton, der immer schneller und kürzer wurde. Sie stieg in die Badewanne und stellte das Wasser auf heiß. Haarbüschel um Haarbüschel wurde mit Ei und Cognac Richtung Abfluss gespült. Verena drehte das Wasser ab und griff nach einem Handtuch, mit dem sie ihre

Füße trocknete, ihre Schenkel, ihren Bauch; sie arbeitete sich nach oben vor, bis sie ihren fast kahlen Kopf erreichte. Dann schlang sie das Tuch um ihre Hüften und ging zurück in die Küche, ihre Haut glühte, als sie den Wecker ausschaltete, den Herd anmachte und das Eiweiß mit einem Spritzer Öl in die Bratpfanne gab. Das weiße Rührei aß sie mit den Händen, stehend, direkt aus der Pfanne.

Teil eins

Am Tag, als ein Ei auf Kommando des luteinisierenden Hormons ihren rechten Eierstock verließ und sich mit einem Spermium vereinte, saß Rahel in der zweitvordersten Reihe an einer Lesung. Im Text, der vorgestellt wurde, ging es um einen Protagonisten namens Boris, der sich in einem abgelegenen Schweizer Dorf, nahe der deutschen Grenze, ein Haus aus Glas baute, und zwischen Rahels Beinen kitzelte es jedes Mal, wenn sie auf das zusammengebundene hellbraune Haar des Autors blickte. Schloss sie kurz die Augen, hörte Rahel seine dunkle, feste Stimme. Betrachtete sie den Autor von der Seite, hätte sie ihm die fast vierzig Jahre, die er laut Programmheft alt war, nicht zugeschrieben. So lange er in sein Buch schaute, sah er entschlossen aus, feurig, schien für jedes Wort zu brennen, das er vorlas, aber sobald er den Blick hob, wirkte sein Ausdruck erloschen, als wäre ihm bewusst, dass sein Text nicht der richtige für das Publikum war. Immer wieder kniff er die Augen zusammen. Kein schöner Mann, dachte Rahel, als sie ihn weiter musterte: Sein langer Oberkörper war schlaff zu einem C gekrümmt, das zugeknöpfte Hemd spannte sich auf Bauchnabelhöhe. Und doch hatte er Rahels Begehren geweckt, während sich gleichzeitig und von Rahel unbemerkt ein männlicher und ein weiblicher Vorkern in ihr zu einer Zelle vereinigten, dazu bestimmt, am darauffolgenden Tag mit der Zellteilung zu beginnen, sich auf den Weg zur Gebärmutter zu machen, in gleichmäßigem, langsamem Tempo. Der Zellknäuel würde sich in die satte Gebärmutterschleimhaut einnisten, würde Rahels Brüste anschwellen lassen. Ihr Kopf würde in diesen

ersten Tagen nach der Zeugung, nach der Lesung am Literaturfestival, klar; nur der Körper würde das Neue, das Ungewohnte ahnen: dieses Ungeborene. Rahel würde wie in Watte gepackt durch die Spätfrühlingstage gehen und frische Blättchen des Rosmarins kauen, der auf ihrem Balkon wucherte, während aus ihrem Kopfhörer Billie Holidays Stimme wie warmer Wachs in ihre Ohren dringen und sie dazu bringen würde, laut mitzusingen.

Die Hitze kam früher als von den Meteorologen prognostiziert. Achtzehn Tage nach der Lesung, am fünften Juli, stand Rahel schon um halb acht in ihrem stickigen Übungsraum vor einer vollgekritzelten Partitur. Das Konzert am Vorabend war nicht gut gelaufen: Ihr Magen hatte rebelliert, als wäre nicht genügend Platz für ihn vorhanden, und ihr Zwerchfell hatte sich kraftlos angefühlt. An den schnellen Stellen hatte sich ihre Stimme ständig überschlagen. In der Nacht war Rahel lange wach gelegen, und am Morgen hatte sie vergessen, ihr Haar zu kämmen. Eine Strähne fiel ihr in die Stirn und Rahel schob sie wieder und wieder mit der linken Hand hinters Ohr. Sie vermochte die Notizen nicht mehr zu entziffern. Ihr Körper pumpte unentwegt Blut in den Kopf, viel zu viel und viel zu schnell, sie verlagerte ihr Gewicht vom einen auf den anderen Fuß. Mit der rechten Hand umschloss sie den Schwangerschaftstest, den sie vor einer halben Stunde gemacht hatte. In ihrem Kopf blinkten die beiden pinken Streifen, Warnsignale, die runder und runder wurden, zu zwei Ovalen, darin Auge, Auge, Nase, Mund: ein hell erleuchtetes Gesicht und eins im Schatten, ihre Mutter, ihr Vater, Verena, Erik.

Rahel hob an zu singen, doch ihre Stimme klang belegt und verrutschte bei den hohen Tönen. Die Gesichter lösten sich auf, tauchten unter, an den Ort zwischen Licht und

Schatten, in die Abwesenheit, die sie beide seit Langem umgab, auf ganz unterschiedliche Weisen.

Rahel griff nach dem Smartphone, das neben einem angebissenen Apfel auf dem Klapp Tisch schräg vor ihr lag. Noch immer war ihr zum Kotzen übel. *Hyperemesis* war das erste Wort, das sie googelte, darauf folgten *Geschlechtsteile, Zeugung, Schwangerschaft*. Rahel nannte die Dinge an diesem Morgen ausschließlich bei ihren wissenschaftlichen Namen. *Oozyte, Spermatozoon, Ovar, Tube, Embryologie*. Sie versuchte, die Geschichte der Zeugung zu rekonstruieren: *luteinisierendes Hormon, diploider Zwei-Chromatid-Chromosomensatz, Uterus*. Wörter, die sie umkreisten wie ferne Planeten, und so sang sie die Begriffe, eingepackt in schrille, willkürliche Melodien.

Sieben Monate nach der Einnistung des Zellkerns, an der Buchvernissage einer bekannten Zürcher Autorin, erkannte sie das hellbraune, zu einem Dutt gebundene Haar in der Menge wieder. Wie eine kleine Sonne klebte der Haarknoten an seinem Hinterkopf. Er stand im Foyer, angelehnt an ein Geländer, den linken Fuß auf der untersten Treppenstufe, ein Weißweinglas in der rechten Hand. Rahel ging zu ihm und begann ohne Begrüßung zu sprechen, von Boris aus dem Buch, der ihr nahegekommen sei, nicht nur bei der Lesung vor einigen Monaten, sondern auch bei der Lektüre zu Hause.

In ihn würde ich mich verlieben, sagte sie. In diesen Boris aus Ihrem Buch.

Freut mich, Boris, sagte er, und streckte ihr die freie Hand entgegen.

Sein Ausdruck war anders als Rahel in Erinnerung hatte, seine Augen waren weniger rund, durchdringender als von Weitem. Sie machte einen Schritt rückwärts.

Heißt du nicht Wolf?

Er hielt ihr sein Weißweinglas entgegen.

Ich habe noch nicht daraus getrunken, sagte er. Ich hole mir ein Bier. Warte hier.

Er wandte sich ab und ging Richtung Buffet. Rahel blickte in das Glas in ihren Händen, durch die neongelbe Beleuchtung sah der Wein wie Zitronenlimonade aus. Kurz darauf stand Boris wieder vor ihr. Mit einer Bierflasche prostete er ihr zu.

Wolfgang ist mein Taufname, sagte er. Wolf Knupp mein Autorennamenname. Im Bekanntenkreis werde ich Boris genannt. Mein Zweitname.

Ich bin Rahel, sagte sie, und hielt ihm eine Hand entgegen.

Er drückte sie kurz und kräftig.

Wie fandest du die Lesung?, fragte er.

Rahel zuckte mit den Schultern.

Ganz okay, sagte sie.

Finde ich auch, erwiderte er. Toll erzählt, aber mehr war da bisher nicht. Wie eine glatte, glänzende Fläche.

Ich weiß, was du meinst, sagte Rahel. Sie ließ einen Finger gegen ihr Weinglas schnellen, ein heller Ton erklang. Da tut sich nichts auf, ergänzte sie. Keine Räume.

Er nahm einen Schluck von seinem Bier und warf einen Blick auf die Etiketke.

Schreibst du an was Neuem?, fragte Rahel.

Für mich ist Schreiben etwas Immerwährendes. Es passiert, egal, ob ich gerade eine Wand tapeziere, im Zug sitze oder einen Stift halte. Von daher, ja, ich bin an was dran.

Er drehte leicht den Kopf und berührte kurz seinen Dutt.

Und du, schreibst du auch?, fragte er.

Songtexte, antwortete Rahel und erzählte von ihrer Ausbildung zur Sängerin und davon, dass ihr Leben seit

Ende des Studiums darin bestehe, Töne zu finden, oder besser gesagt, den ihr eigenen Ton.

Gelbton, sagte Boris.

Rahel stemmte eine Hand in die Taille und lächelte.

Ich singe nicht Sopran.

Sondern Jazz? Das widerspricht dem Gelb nicht.

Die meisten Leute sehen mir das nicht an, sagte Rahel. Dafür sehe ich zu brav aus. Sagt zumindest meine Schwester.

Für gelb?

Für Jazz. Und dein Ton? Grün, blau?

Das mit dem Ton habe ich aufgegeben, sagte Boris. Ich erzähle Geschichten, da geht es um Inhalte, Punkt.

Und das Feilen an der Sprache?

Sprache ist Mittel zum Zweck. Sie öffnet die Geschichte, die in meinem Kopf war, auch für andere.

Ich glaube dir nicht, sagte Rahel. Dein Roman hat keine extravagante Sprache, mag sein, aber da steckt etwas dahinter. Oder darunter. Das hat mir total gut gefallen.

Boris trank einige Schlucke von seinem Bier. Als hätte er ihn erst jetzt bemerkt, musterte er Rahels Bauch.

Wann ist es so weit?, fragte er und nahm ihr vorsichtig das Weißweinglas aus den Händen. Er warf ihr einen schelmischen Blick zu, bevor er ansetzte und das Glas in einem Zug leerte.

Bald, sagte sie. Bringst du mich hin?

Wohin?

Ins Spital.

Er lachte laut auf und stellte das leere Weinglas auf die Treppenstufe.

Was ist mit deinem Mann?, fragte er.

Südamerika.

Warst du reisen?

Er ging reisen, sobald er erfahren hatte, dass er Vater wird, antwortete sie.

Er hat dich sitzen lassen?

Sozusagen.

Muss ein mieser Typ sein.

Ist doch nichts Neues. Mann und Familie, ein Ding der Unmöglichkeit.

Wirklich?, fragte Boris.

Ich kenne extrem viele Beispiele, antwortete Rahel. Auch mein Vater ging, als meine Mutter mit meiner jüngeren Schwester schwanger war. Tür auf, Tür zu und tschüss.

Das tut mir leid. Und trotzdem. Es gibt mindestens genauso viele Familien, bei denen das Zusammenleben klappt.

Boris hielt einen Moment inne.

Lässt sich der sogenannte Mann für dich tatsächlich so einfach kategorisieren?, fragte er.

Nein, antwortete sie. Aber eins fällt mir auf. Väter verschwinden.

Boris schaute Rahel direkt an, weicher Blick nun, über den dicken Bartstoppeln war, kaum sichtbar, ein Haarflaum zu erkennen. Er blinzelte kein einziges Mal, als er sagte: Also gut, ich bringe dich hin. Ins Spital.

Rahel wich einen Schritt zurück, mit Daumen und Zeigefinger umschloss sie ihr linkes Ohrläppchen.

Gibt es auch alkoholfreies?, fragte sie nach einem kurzen, elektrisierten Schweigen.

Was?

Bier.

Ich glaube nicht.

Beim Asiaten nebenan vielleicht, sagte Rahel. Kommst du mit nachsehen?

Können wir machen, antwortete Boris.

Die Monate zuvor hatte das Baby Rahel zumindest körperlich eine ruhige Schwangerschaft beschert. Die Bewegungen in ihrem Bauch nahm sie immer als weich und fließend wahr. Schon die erste größere Untersuchung in der dreizehnten Schwangerschaftswoche zeigte ein durchaus aktives Wesen. Damals lag Rahel auf einer harten Liege, die Ärztin gab einen Klacks Gel auf den entblößten Bauch, tauchte die Ultraschallsonde in die Masse und Rahel sah auf einem an der Wand befestigten Bildschirm, wie das Wesen die Finger ausstreckte, einen Daumen Richtung Mund führte und sich dann wegdrehte.

Ein lebendiger Fötus, hatte die Ärztin gesagt.

Was sonst als lebendig?, fragte sich Rahel auf dem Heimweg durch Berns Straßen, *Daddy Longleg* im Ohr, ein Stück, das sie schon lange begleitete. Schlagzeug, Klavier und Kontrabass vermischten sich mit dem quietschenden Geräusch der vorbeifahrenden Trams, aber die Stimme der Sängerin wirkte ganz nah, als käme sie aus Rahels eigenem Kopf. Rahel war peinlich berührt von der Ausdrucksweise der Ärztin. Lebendig. Was sie damit gemeint hatte? Lebhaft, lebensfroh, temperamentvoll? Das klang ganz nach Fenna. Nicht nur ihre Schwester freute sich scheinbar mehr über das Leben in ihrem Bauch als sie selbst, sondern auch diese Ärztin. Sie hatte eine nüchterne Person erwartet, eine, die diesen Fötus nicht kommentierte. Die Freude der Ärztin hatte in krassem Kontrast zu ihrer Fachsprache gestanden. *Hinterwandplazenta, Portio, pränatale Diagnostik.*

Mein Fötus, sagte Rahel leise, als sie auf dem Viktoriaplatz stehen blieb und die Ultraschallbilder aus der Jackentasche kramte. Trotz ihres Entschlusses, die Bilder sofort in einem öffentlichen Abfalleimer zu entsorgen, betrachtete sie sie nochmals. Auf der Graufäche, die ihre Gebärmutterwand darstellen sollte, zeichnete sich dieses Geschöpf ab, gespensterähnlich, mit einem klar zu

erkennenden Hirn in Herzform. Die Ärztin hatte während der Untersuchung genau erklärt, wo was zu erkennen war. Der Kopf, die Nackenfalte, die Oberschenkel und die Füßchen: Alles war gemessen, im Computer abgespeichert und schließlich als «In der Norm» verbal mit einem Häkchen versehen worden. Die Bilder ekelten Rahel, und dieses Gefühl wiederum beschämte sie. Kind und Bühne waren Antonyme, das schien ihr ganz klar. Entweder-oder. Und das Kind hatte bereits für sie entschieden. Sie schaltete die Musik aus und schob die Kopfhörer von den Ohren.

Rahels Bauch hatte sich in den Wochen danach zu wölben begonnen und je größer er geworden war, umso ruhiger hatte sie sich gefühlt. Die Übelkeit ließ nach. Der Fötus wurde zum Kind. Der Uterus zur Gebärmutter. Die Plazenta zum Mutterkuchen. Wörter wie Memory-Karten, Gleiches und Gleiches deckte Rahel auf, und die Verbindung dieser Begriffe zum Eigentlichen, zum Geschöpf in ihrem Bauch, stellte sich zögerlich ein, nach und nach. Nur an der kaum vorhandenen Verbindung des Kindes zu seinem biologischen Vater war nichts zu machen. Nah war sie ihm nie gestanden, abgesehen von der physischen Verlockung. Eine kurze Affäre, schwanger trotz Kondom.

Das passt doch eher zu mir als zu dir, hatte Fenna grinsend behauptet, als Rahel ihr davon erzählte, und Rahel hatte geantwortet:

Vielleicht sind wir gar nicht so unterschiedlich, wie du immer denkst.

Ich denke gar nichts, hatte Fenna erwidert und einen tiefen Zug von ihrer Zigarette genommen.

Zumindest würde ihr Kind schön werden; ein Junge, war sich Rahel sicher, seinem Vater äußerlich ähnlich. Rahel hatte Martins Gesicht vor sich, die Sommersprossen, das krause dunkelblonde Haar, in das sie ihre Hand so gerne

gelegt hatte. Sie mochte Martins massige Statur und hoffte, ihr Sohn würde in diesem Punkt nach ihm und nicht nach ihr kommen.

Noch kam ein flaes Gefühl in ihr auf, wenn sie die Küche betrat und dort das Bild der Eva von Albrecht Dürer am Kühlschrank hängen sah. Rahels Exfreund Chris hatte es ihr einige Monate zuvor zugeschickt, zusammen mit einem Blatt Papier, auf das mit dickem Filzstift «Du Sünderin» gekritzelt worden war. Sie hatte ihn mit Martin betrogen. Beim Anblick der Großbuchstaben hatte Rahel laut gelacht. Schülerschrift. Das Blatt hatte sie im Altpapier entsorgt, das Bild vorerst auf ihren Esstisch gelegt. Je öfter sie es fortan betrachtete hatte, beim Morgenkaffee, Mittagssalat, Abendbrot, desto mehr hatte es sie zu schmerzen begonnen. Plötzlich fiel ihr ihre Ähnlichkeit mit jener Eva auf: Die milchige, fast durchschimmernde Haut, der fragende, kritische, aber auch etwas verlorene Blick, und vor allem die eng zusammenliegenden, abfallenden Schultern. Nach zwei Wochen befestigte sie das Bild mit einem Magnet am Kühlschrank und vereinbarte einen Termin beim Damenschneider, um endlich einen auf sie zugeschnittenen Blazer mit Schulterpolstern in Auftrag zu geben. Sie wollte diese Schultern, die sie schon als Kind gehasst hatte, ein für alle Mal tilgen.

Dass Eva auf Hebräisch nicht die Sünderin, sondern die Belebende, die Leben-Spendende war, versuchte sich Rahel immer wieder einzureden, nachdem sie erfahren hatte, dass sie ein Kind in sich trug. Ihr Körper formte einen anderen, einen neuen Körper. Ihr Körper wuchs über sich hinaus. Sie zog sich gleichzeitig immer mehr zurück. Sie hatte keine Lust mehr auf den starken Kaffee und das harte Brot zum Frühstück, und auch nicht auf die stundenlangen Proben, die Gespräche mit ihren Band- und ehemaligen Studienkollegen auf ihrem engen Balkon, das Abschminken des schwarzen Kajals in der Nacht.

Im Nachhinein konnte Rahel nicht mehr sagen, weshalb sie schon in der Frühschwangerschaft so vehement und ohne je wirklich eine andere Möglichkeit in Betracht zu ziehen für das Kind eingestanden war, auch gegenüber Martin. Jeden Abend hatte sie die Wortbrocken «Geld» und «Erziehung» geschluckt. Sie waren unverdaulich. Wie sollte sie eine Mutter sein? Sie hatte Verena vor sich gesehen, im Türrahmen stehend wie eine Figur von Madame Tussaud, nur ihr Mund, der sich bewegte: Ich muss arbeiten, Kind, sonst kommen wir nicht über die Runden.

Für einige Sekunden waren sie sich reglos gegenübergestanden, die elfjährige Rahel mit den zerzausten Haaren und Verena mit den Männerkleidern und der Kurzhaarfrisur.

Dann hatte Rahel den Rotz hochgezogen und erwidert: Such dir endlich einen neuen Mann.

Nun, siebenundzwanzigjährig und schwanger, wie sie war, war sich Rahel zumindest sicher, dass sie selbst alles anders machen würde als Verena. Sie würde immer für ihr Kind da sein, und zwar ganz und gar. Ihr war aber auch klar, dass ihre unregelmäßigen Geldeinnahmen längerfristig kaum für zwei reichen würden: Die paar Auftritte mit ihrer Band, die Wochenendeinsätze in einem Café und die wochenweise Arbeit im Supermarkt brachten ihr wenig ein. Der Gedanke, einen fixen Job als Gesangslehrerin zu suchen oder in die Bibliothek zurückzukehren, ließ sie erschauern. Rahel sagte alle bevorstehenden Konzerte ab. Sie verkroch sich im Bett, las Artikel übers Mutter-Sein und moderne Erziehung, und manchmal klickte sie sich auch im Internet durch Jobportale, ohne sich je einen Stellenbeschrieb genauer anzusehen. Sie würde sich auch später genau an den Moment erinnern, als sie in der siebzehnten Schwangerschaftswoche, Monate, bevor sie Boris

kennenlernen sollte, auf einmal beschwingt aus dem Bett schnellte, mit starken Beinen dastand und sich freute: Sie würde zur Mutter werden, würde einen Vater finden.

Am Abend des 24. März spürte Rahel schon beim Salatwaschen ein starkes Ziehen in ihrem Bauch. Übung, Übung, Übungswehen, dachte sie jedes Mal, wenn der Schmerz ihren Atem zeitweilig ins Stocken brachte. Sie legte ihre Hand ins Kreuz und lächelte Boris zu, während er Teller, Besteck, Salat und Brot auftischte. Schließlich saßen sie einander gegenüber und gabelten welke Blätter mit dickflüssiger Soße auf. Dazu hörten sie Hits aus Rahels Kindheits- und Jugendzeit auf YouTube: *Lemon Tree*, *Macarena*, *I 'll Be Missing You*. Rahel blickte abwechselnd vom auf einer grasgrünen Wiese singenden Puff Daddy zu Boris, der mit dem Kopf zur Musik wippte und jeden Bissen mit einem Schluck Bier runterspülte. Weder Boris noch sie sagten ein Wort, nur Rahel brach immer wieder für kurze Momente in Lachen aus. Boris schaute ihr kauend zu.

Was ist?, fragte er, als er seinen Teller geleert hatte.

Rahel hob die Schultern.

Nichts, sagte sie.

Nach dem Abwasch zog sich Boris in sein Zimmer zurück, während Rahel im Haus umherging und aufräumte, das erste Mal, seit sie drei Wochen nach ihrem Kennenlernen zu Boris gezogen war. Er hatte Rahel schon am ersten Abend, nachdem sie die Buchvernissage gemeinsam verlassen und in einem Thai-Take-away süßen Jasmin Tee bestellt hatten, weil es kein alkoholfreies Bier gab, von seinem Haus in der Ostschweiz erzählt.

Es liegt abgelegen, in der Nähe eines Städtchens Namens Gesswil, auf einer Anhöhe. Vom Haus sieht man

einzelne Obstbäume, dahinter liegt der Wald. Es ist ein alter Bauernhof mit angebautem Stall, in dem seit Jahren keine Tiere mehr leben, und den ich umbauen werde, ich möchte ein großes Atelier daraus machen. Das Haus hat drei Stockwerke, sieben Zimmer, tiefliegende Decken. Heimelig. Und das Beste: Man hört darin den Wind, wenn er stark weht. Das Haus zittert.

Bist du dort aufgewachsen?, fragte Rahel.

Boris verneinte.

Ich habe es vor drei Jahren von meiner Tante geerbt. Zu dieser Zeit wollte ich eigentlich nach Italien, für länger, aber dann hat es sich so ergeben. Ich kündigte meine Wohnung in Zürich und verbrachte die meiste Zeit dort, habe geschrieben und renoviert. Wenn ich in Zürich bin, kann ich bei einem Freund wohnen.

Boris hielt inne.

Das kommt ehrlich gesagt immer seltener vor. Die Stadt fehlt mir nicht.

Rahel strich mit ihrem Zeigefinger über das auf dem Teetässchen aufgedruckte bunte Blumenbouquet, während sie ihm zuhörte. Sie mochte Boris' tiefe, bestimmte Stimme und das seltsam konträre Gefühl, in ihn hineinzugleiten, wenn sie den Kopf hob und in sein Gesicht schaute, die weichen Wangen, die kräftige Nase und sein Blick, der stetig, aber unaufdringlich auf sie gerichtet war.

Auf die Stadt könnte ich ebenfalls liebend gerne verzichten, sagte sie.

Warum bist du noch hier?

Als ich schwanger wurde, habe ich kurzzeitig Panik gekriegt. Ich konnte mir meine Berner Wohnung nicht mehr leisten, und das bei Maya hat sich spontan ergeben. Ich wohne nur vorübergehend bei ihr.

Arbeitest du hier in Zürich?

Ich arbeite seit einigen Wochen gar nicht mehr.

Hast du die Musik an den Nagel gehängt?

Dafür ist eh bald kein Platz mehr.

Wieso?, fragte Boris.

Kind, Arbeit und Musik unter einen Hut bringen? Da seh' ich keine Chance.

Ist Singen nicht deine Arbeit?

Arbeit heißt für mich Geld verdienen, antwortete Rahel. Gesungen habe ich schon immer. Mit sechzehn habe ich dann aber zuerst eine Lehre als Informations- und Dokumentationsassistentin gemacht. Ich verwaltete Medien in einer Bibliothek. So war es möglich, früh bei meiner Mutter auszuziehen, denn die Stelle war in Zürich. Danach konnte ich mir das Studium an der Jazzschule in Bern finanzieren.

Rahel strich sich über die Stirn und blickte zu Boris.

In die Bibliothek möchte ich auf keinen Fall zurück, fuhr sie fort. Ich habe noch etwas Geld auf der Seite. Wollen wir was essen?

Bezahlst du mit einem Live-Auftritt?

So viel Bargeld habe ich gerade noch, sagte Rahel und lehnte sich zurück.

Um halb elf bezahlte Boris unter Rahels heftigem Protest den Tee und das Abendessen, und auch das Taxi, das zuerst sie und dann ihn nach Hause brachte. Bevor Rahel ausgestiegen war, hatte er sie gefragt, ob sie sich wieder treffen würden, und Rahel hatte ja gesagt, und sie hatte auch nach kurzem Zögern zugestimmt, als er sie zehn Tage später fragte, ob sie zu ihm in das Haus ziehen wolle.

Es war einer dieser frühlingshaften Februartage gewesen, sie waren lange durch die Straßen spaziert auf der Suche nach Zürcher Grünflächen. Rahel hatte sich mit ihrem bereits beträchtlichen Bauch oft hinsetzen müssen, auf Parkbänke, an Restauranttischchen, auf Treppenabsätze; dabei hatte sie sich immer wieder an Boris' Seite gelehnt.